

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Kahlbaum, Gustav: Die Baronin, ich und die Revolution. Eine Maierinnerung [betr. Baronin v. Eckardstein in Plattenburg, 1901].

Die Baronin, ich und die Revolution

Eine Maierinnerung

Etwas kommt meistens dabei heraus, wenn man in alten Papieren kramt, und wenn es auch nur eine Erinnerung ist. Kürzlich fand ich im Havelberger Heimatmuseum eine Liste, auf der die Namen von Personen standen, die dem Museum gleich nach seiner Gründung Raritäten gespendet hatten. Da las ich unter andern: „Baron Eckardstein, Plattenburg.“ Gleich fiel mir ein, daß ich ja mit der Frau dieses Mannes, der Baronin Eckardstein, vor nun bald sechzig Jahren einmal eine eigenartige Begegnung hatte. Weil dieses Erlebnis nicht einer gewissen Hintergründigkeit entbehre, möchte ich es hier mit dem dazugehörigen Drum und Dran erzählen:

Am 1. April 1901 wurde ich nach vierjähriger Lehrzeit in Wilsnack Geselle. Achtzehn Lebensjahre hatte ich damals hinter mir. Später, als ich schon in die weite Welt hinausgeflogen war, äußerte mein Lehrmeister einmal über mich: „Er war sonst ganz tüchtig, aber er hatte zuletzt den sozialdemokratischen Kram zu sehr im Kopf.“ O ja, im Kopf hatte ich damals schon allerlei: Warum sollte ich auch als aufgeweckter junger Mensch nach vierjähriger Lehrzeit nicht die Welt ein bißchen verbessern wollen! Ich hatte dabei noch einen gewissen Vorteil voraus. Mein Vater, alter Berliner, Maurer und Sozialist, verbesserte ja auch die Welt. Er war während meiner letzten Lehrjahre Vorsitzender des neugegründeten Zweigvereins Wilsnack im Gewerkschaftsverband der Maurer Deutschlands. Unter Leitung meines Vaters wurde in unserem Städtchen der Zehnstudentag für die Maurer erkämpft. Na, und das weiß doch jedermann: „De Appel föllt nich wied vo'n Stamm, so as dat Schoop is, is dat Lamm.“ Also hatte ich schon als Lehrling immer viel Wind in den Segeln, wenn ich im Gespräch ins politische Fahrwasser geriet. Und nun, da ich am 1. April Geselle geworden war, wollte ich erst recht in der Politik meinen Mann stehen. Ich machte den drei anderen jungen Leuten in unserer Werkstatt, die noch Lehrlinge waren, klar, daß der 1. Mai der größte Feiertag der sozialistischen Arbeiterschaft sei; und wenn wir vier richtige Kerls wären, dann müßten wir diesen

Tag eben auch feiern, wenn es auch nur nach Feierabend wäre. Alle waren natürlich einverstanden. Wer kümmerte sich zu der Zeit schon um den 1. Mai! An eine öffentliche Feier war noch gar nicht zu denken.

Nun, sehr großartig wurde ja auch unsere Feier, was das Äußere betraf, nicht; das eindrucksvollste war ein Banner aus Schwarzblech. Es war aber mit Mennige rot gestrichen; ein Paar schön darauf gemalte verschlungene Hände und die Aufschrift „1. Mai 1901“ fehlten auch nicht. So saßen wir denn am 1. Mai nach dem Abendbrot alle in unserem geräumigen Schlafraum beisammen. Ich, als neugebackener Geselle, hatte eine Flasche Schnaps gespendet, an der Wand hing das blecherne Banner, es wurde viel und lebhaft geredet, auch gesungen, und die Flasche ging reihum. Als wir sie endlich leer hatten, war es sehr spät geworden, und feierlich war wirklich keinem von uns mehr zumute.

Am Morgen des 2. Mai schickte der Meister mich mit meinem schweren Kopf nach Plattenburg. Dort im Schloß sollte ich einige kleine Arbeiten verrichten. Plattenburg war zwar Fideikommiß, Besitz des Herrn von Saldern, stand aber zu der Zeit unter Zwangsverwaltung. Nun hatte vor etwa einem Jahr der Baron Eckardstein das Schloß gemietet und bewohnte es jetzt mit seiner Frau und einem zahlreichen Personal. Der Baron war Besitzer des großen Gutes Kletzke; er hatte dort einen Administrator, der auch über die Vorwerke Neuschrepkow, Haaren, Karthan und über den großen Karthanschen Wald die Oberaufsicht hatte.

Eckardstein war, ehe er in Plattenburg, also in unserer Prignitz, Wohnung genommen hatte, eine Art legendäre Persönlichkeit gewesen. Die einfachen Leute bei uns zu Hause hielten ihn für einen der reichsten Männer in Deutschland. Es wurde erzählt, daß er neunundneunzig Güter hätte; und wenn es hundert wären, müsse er ein Regiment Soldaten erhalten. Das war natürlich Unsinn. Aber der Name „Baron Eckardstein“ war seit jeher bei uns zu Haus mit einem großartigen Nimbus umgeben.

Ich mußte nun also hin nach Plattenburg! Gut eine Stunde Fußmarsch. Als ich mich im Schloß gemeldet hatte, kam nicht, wie es sonst üblich war, die Mamsell oder ein Diener zu mir heraus, um mir meine Arbeit anzuweisen, sondern die Baronin selbst. Ich hatte diese Frau schon vorher einmal ganz flüchtig gesehen und dachte nun, na, die fehlt mir gerade noch! Ich hatte nämlich mit den feinen und meist hochnäsigen Damen in den übrigen Schlössern der Wilsnacker Gegend, wo wir ja auch arbeiteten, keine erfreulichen Erfahrungen gemacht. Doch als ich mir nun die Baronin verstohlen von der Seite näher ansah, stellte ich fest, daß diese schlanke, dunkelhaarige Frau auffallend hübsch war. Zu einer solchen Feststellung besitzt man ja in der Regel mit achtzehn Jahren bereits das nötige Urteilsvermögen; leider fehlt aber oft noch die nötige Selbstsicherheit, um den

Gefahren gewachsen zu sein, die mit dieser Feststellung oft verbunden sind.

Wir, die Baronin und ich, gingen nun in einige Räume, in denen ich arbeiten sollte. Doch obwohl ich, wie schon gesagt, meine Begleiterin sehr hübsch fand, war ich trotzdem oder vielleicht gerade darum anfänglich recht schüchtern und einsilbig. Denkt doch, Leute! Eine leibhaftige Baronin und elegante Weltdame und ich beinahe noch eine Wilsnacker Rotznase. Doch bald nach der Begrüßung, die naturgemäß etwas kühl und formell ausfiel, merkte ich, daß die Baronin recht aufgeräumt und freundlich wurde. Sie machte Bemerkungen und stellte Fragen, die gar nicht zur Sache gehörten; etwa wie alt ich wäre, ob ich noch lange in Wilsnack bleiben wolle und dergleichen mehr. Dadurch taute auch ich allmählich auf und ließ mein Licht leuchten. Denn wenn ich mit den Leuten warm geworden war, war ich schon in meiner Jugend nicht auf den Mund gefallen, und an lustigen Einfällen fehlte es mir auch nicht. Damit schien auch ich der Baronin immer mehr zu gefallen, denn diese hatte mit unserer Arbeitsbesprechung durchaus keine Eile, und unsere Unterhaltung zog sich immer mehr in die Länge und wurde schließlich überaus lustig. Ich denke noch heute gelegentlich mit Schmunzeln daran zurück. Und wer uns damals hätte belauschen können, der würde sich sehr gewundert haben, wie gut ein junger ungehobelter Bursche um eine elegante Baronin herumscharwenzeln konnte.

Doch das Spiel nahm ein Ende — schneller als ich dachte — und beinahe mit Schrecken. Wir beiden lustigen Leute kamen zuletzt in einen abgelegenen Raum. Dort auf dem Fußboden stand ein großer Kasten, dessen Inneres wir untersuchen wollten. Wir steckten also beide unsere Köpfe hinein. Dabei mußte wohl die feine Dame, die gewiß auch eine feine Nase hatte, den Alkoholdunst deutlicher bemerkt haben, der noch von mir ausging. Sie richtete sich plötzlich auf und fragte, nicht gerade unfreundlich, aber doch ein bißchen vorwurfsvoll: „Junger Mann, trinken Sie auch schon Schnaps?“ „Ja, aber bloß gestern“, antwortete ich. „Warum denn gestern?“, wollte die Fragerin wissen. Ich erwiderte etwas von oben herab: „Na, gestern war doch der 1. Mai!“ Jetzt stutzte die Baronin erst einige Augenblicke und sah mich groß an. Dann aber schlug sie entsetzt die Hände zusammen und schrie mich an wie eine Furie: „Mein Gott, Mensch, wollen Sie denn auch schon Revolution machen?“ — Hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt sozusagen auf hohem Pferde gesessen und mich für eine Art Günstling der Baronin gehalten, so stand ich nun plötzlich da, als wenn mir die Petersilie ganz und gar verhagelt wäre. Ob ich in eigener Person „schon“ Revolution machen wollte, das wußte ich wirklich selbst nicht; auch hatte ich noch nie darüber nachgedacht, wie eine Revolution der Zukunft wohl aussehen würde. Anscheinend wußte das die Baronin ziemlich

genau, sonst hätte sie nicht so hysterisch geschrien. Und noch immer sah sie mich groß an und schüttelte den Kopf. Das sollte wohl heißen: „So jung und schon so verdorben!“ Ja, da saß ich schön in der Tinte. Und wie sollte ich da herauskommen? Ich muß es wohl gefühlt haben, daß ich für eine sachliche Auseinandersetzung mit der gebildeten Frau zu dumm war. Sie wieder anbrüllen, das hätte ich schon ganz gut fertiggebracht, ich ließ es aber lieber bleiben. Meinem Meister wollte ich keine Ungelegenheiten machen, und die zürnende Frau da vor mir war immerhin eine ganze Reihe von Jahren älter als ich. Und — und — es war so schön gewesen! — Also verharrte ich weiter in der Rolle des armen Sünders, bis die Baronin nach ein paar sachlichen Worten ihrerseits verschwunden war. Doch dann stellte sich bei mir allmählich der Ärger ein, denn blamiert hatte ich mich ja ohne Frage ganz anständig. Ja, je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr wurmte mich mein Zukreuzekriechen vor der feinen Dame.

Als ich am anderen Tage gegenüber einem alten Bekannten meinem Herzen Luft machte, meinte der, so etwas dürfe ich nicht tragisch nehmen, das wäre schon anderen Leuten passiert; zu allen Zeiten in der Geschichte hätten sogar große, berühmte Männer vor hübschen Frauen kapituliert. Ja, dachte ich, die mögen auch mehr Grund gehabt haben zu kapitulieren als ich.

Einige Jahre nach dem eben erzählten Vorfall verkaufte der Baron Eckardstein seinen gesamten von mir erwähnten Besitz und gab auch seinen Wohnsitz im Schloß Plattenburg auf. Damit verschwand der lange Zeit bei uns mit so großem Respekt genannte Name „Eckardstein“ ganz aus der Prignitz.

Ich selbst habe mir dann im Laufe meines Lebens noch manchen Wind um die Nase wehen lassen und bin ein leidlich brauchbarer Mensch geworden. Auch eine Revolution konnte ich mit „machen“. Am 9. November 1918 entwaffnete ich gemeinsam mit einem Trupp Matrosen, dem ich mich angeschlossn hatte, die kaisertreuen Soldaten der „Neuen Wache“ in Berlin. Ich war dort der erste Wach-Posten der Revolution und gehörte während der folgenden Nacht zur Besatzung der „Neuen Wache“. Am folgenden Tag wählten mich die Kameraden meines Lazarets in den Berliner Soldatenrat.

Im weiteren Verlauf der Ereignisse konnten im Jahre 1919 zum ersten Male auch die Wilsnacker den 1. Mai würdig begehen. Ich hielt von der Freitreppe des Rathauses die Festansprache an die auf dem Marktplatz zahlreich versammelten Wilsnacker.

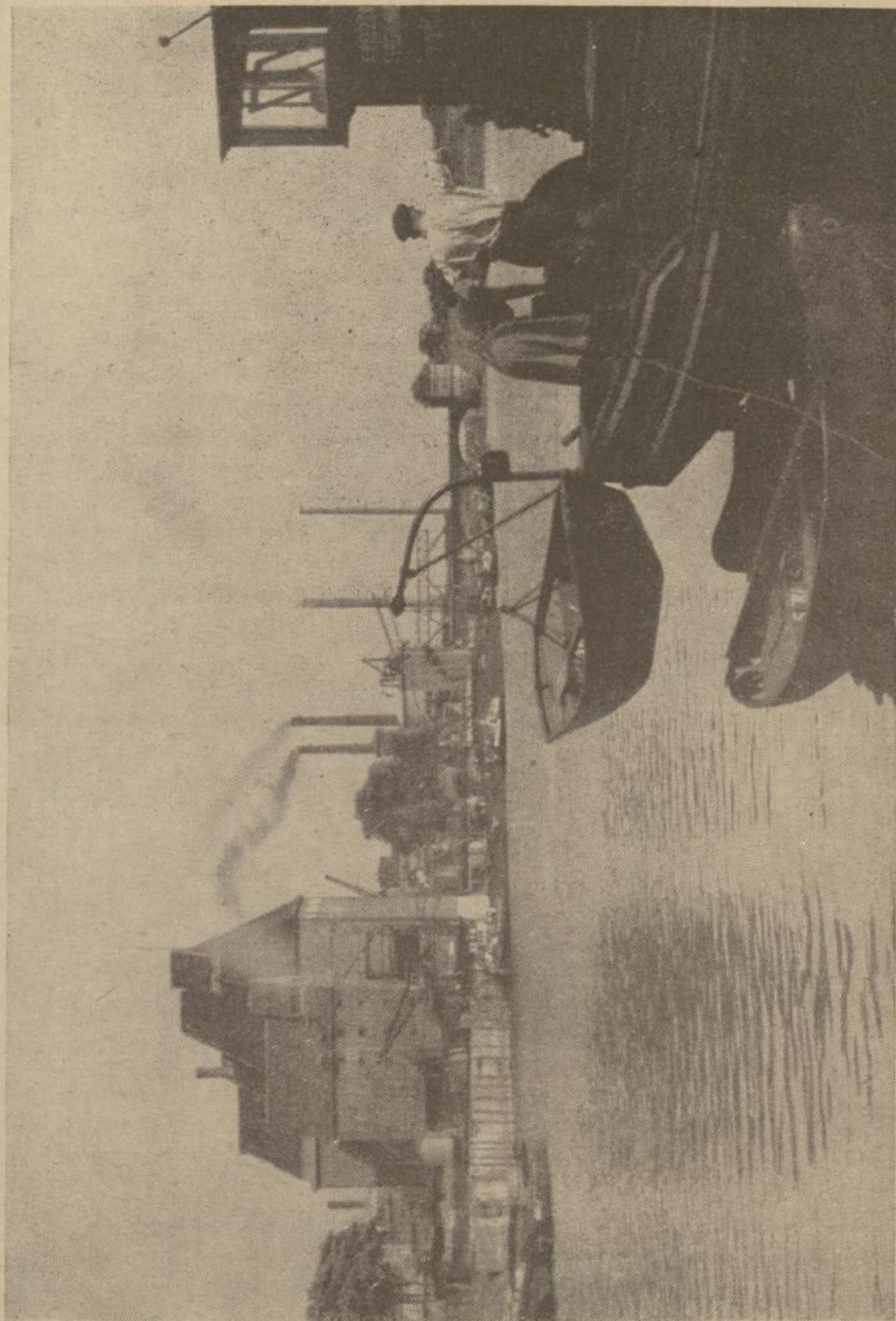
Doch den Baronen und ihresgleichen wurde damals nicht wehe getan. Die Mehrheit der deutschen Arbeiter war zu der Zeit zu vertrauensselig. Doch nach 1945 kam es anders. Da mußten die Herrschaften „von und zu“ nicht

nur Haare lassen, sondern auch Haus, Hof und andere Habe. Ob die Baronin Eckardstein das noch erlebt hat und ob sie von den damaligen Umwälzungen betroffen wurde, kann ich natürlich nicht wissen. Wenn es der Fall gewesen sein sollte, so wird sie zu der Zeit wohl nicht mehr an mich gedacht haben, an den jungen Dachs von 1901, dessen unbekümmertes Bekenntnis ihr damals so sehr in die Glieder fuhr, der aber doch den richtigen Weg ging, obwohl er das Ziel noch nicht klar vor Augen hatte.

Nachwort

Wir haben diese „Maierinnerung“ veröffentlicht, weil sie uns weit mehr enthüllt, als ihr amüsanter Plauderton dem oberflächlichen Leser verrät. Sie zeigt uns die tiefe Tragik, in die unser deutsches Volk durch Fehler verstrickt wurde, die der Verfasser mit den Worten andeutet, daß — es ist das Jahr 1901 — er „noch nie darüber nachgedacht habe, wie eine Revolution der Zukunft wohl aussehen würde“, und deren er mit der Feststellung gedenkt, „daß die Mehrheit der deutschen Arbeiter zu der Zeit (1918) zu vertrauensselig war.“ Diese Fehler — Unwissenheit und Vertrauensseligkeit — ermöglichten sogenannten Arbeiterführern den Verrat an ihrer Klasse: 1914 durch die Bewilligung der Kriegskredite, 1918 durch den Abbruch einer Revolution, die nach dem Muster der Großen Oktoberrevolution eine sozialistische hätte sein können. Die Folgen dieses Verrats waren zwei Weltkriege, die, entfesselt vom imperialistischen Monopolkapitalismus, entsetzliches Elend über die Welt gebracht haben. Mit Hilfe unserer sowjetischen Freunde haben die Arbeiter in der Deutschen Demokratischen Republik verwirklicht, was 1918 versäumt worden ist: Dem verbrecherischen Treiben der Monopolisten und Junker ist ein für allemal ein Ende gesetzt. Darauf können wir stolz sein am 1. Mai. Unser Dank gilt am 8. Mai der UdSSR, mit deren Hilfe das Werk der Befreiung eingeleitet und vollendet wurde. Niemand sollte sich nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte auf Unwissenheit berufen. Die Arbeiter und alle friedliebenden Menschen im Westen unseres Vaterlandes müssen erkennen, daß sie ein letztes Mal vor die Entscheidung gestellt sind, ein letztes Mal, denn nach einem dritten Weltkrieg, der ein Atomkrieg wäre, gäbe es keine Entscheidungen mehr zu fällen. Diese Entscheidung kann nur gegen den Atomtod und für eine atomwaffenfreie Zone getroffen werden. Und wir müssen alles daran setzen — das sei unser Gelöbnis zum 1. Mai 1958 —, unsern Brüdern in ihrem Kampf gegen die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen zum Siege zu verhelfen.

DIE REDAKTIONSKOMMISSION



Aufn.: Helmut Steinfeldt, Perleberg

Wittenberge - Am Hafen